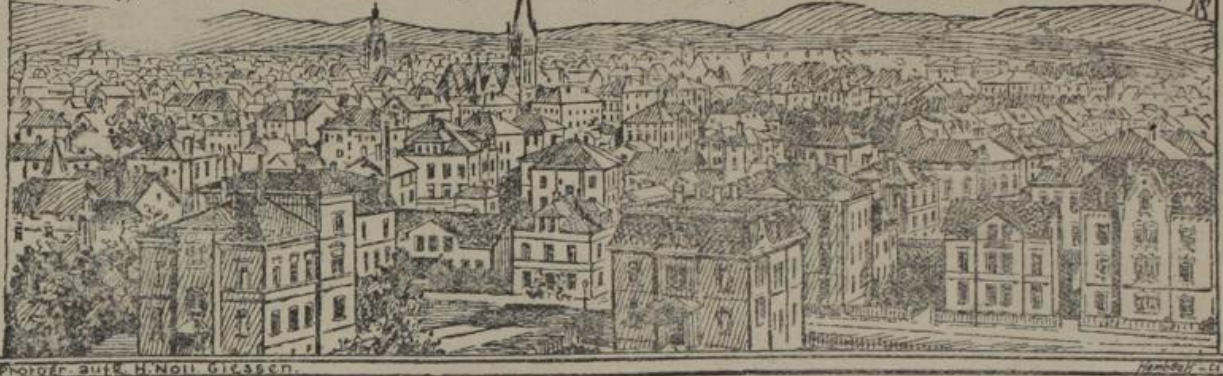


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Meinen Sie? Nun, da irren Sie sich vielleicht doch! Daß Sie's nur wissen: Ich habe heute schon eine vertrauliche Besprechung gehabt mit unseren Gewerken — ohne den Herrn von Grund — und von mir hängt es ab. Wenn ich will, dann haben Sie den Frieden!“

„So, so. Na — und weiter?“

„Ich kann eine Mehrheit in der Gewerkschaft zusammenbringen, die, wie die Dinge einmal liegen, bereit wäre, den Streit mit Ihnen niederzuschlagen — unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Es findet eine Vereinigung beider Gruben statt.“

„Natürlich doch unter unserer Führung.“

„Damit würden sich unsere Gewerken einverstanden erklären, nachdem ich ihnen klargemacht, daß Sie der rechte Mann sind, der noch mal etwas Großes machen könnte, hier aus unserm Bergbau.“

„Sehr verbunden.“ Bertsch lächelte leicht vor sich hin, immer noch, als nähme er diese ganze Sache nicht ernst. Dann aber richtete sich sein Blick auf den Wirt, und plötzlich ward dieser Blick kalt und scharf. „Und nun die Hauptsache: Was soll herausspringen für Sie bei diesem Geschäft? Denn mir zuliebe tun Sie's doch wohl nicht?“

„Natürlich nicht — aber im Interesse unserer Gewerkschaft. Ich sehe mehr Vorteil bei einem Zusammengehen mit Ihnen, als wenn wir jahrelang einen Prozeß am Halbe haben.“

„Ohne Zweifel. Aber trotzdem — ich kenne Sie doch, lieber Reusch. Sie waren ja immer ein tüchtiger Rechner. Also mir heraus damit: Was soll für Sie abfallen?“

„Ich beanspruche keine besondere Vergütung, aber wir können vielleicht ein Geschäft miteinander machen, bei dem wir beide unseren Nutzen hätten.“

„Aha!“

„Nun ja. Sie wollen sich baulich ausdehnen, auch über Tag, und nach der Zusammenlegung beider Gruben würde das erst recht nötig werden. Da könnten Sie meine Wiesen und Acker gebrauchen, droben am Wald. Der Raum wird Ihnen jetzt schon knapp an der Halbe. Also — ich wäre bereit, Ihnen das ganze Areal da oben freihändig zu verkaufen.“

„Und der Preis?“

„Hunderttausend.“

„Sie scherzen, für die paar Morgen!“

„Es sind fast fünf Hektar. Und Sie vergessen, die Bodenpreise werden in die Höhe schnellen, sobald Sie erst da oben zu bauen anfangen. In ein paar Jahren müssen

Sie weit mehr geben. Und Sie brauchen das Gelände. Sie finden einfach nichts anderes da oben.“

„Nun, das lassen Sie meine Sorge sein, lieber Reusch. Aber ich will die Sache nicht so ohne weiteres von der Hand weisen. Es ließe sich vielleicht darüber reden. Doch, nun einmal ernst gesprochen — was Sie mir da eben sagten, ist es Tatsache? Sie können eine solche Mehrheit bestimmt zusammenbringen?“

„Ich sag's Ihnen ja.“

„Und Herr von Grund?“

„Wir stimmen ihn nieder, wenn's darauf ankommt.“

„So — na, da könnten wir ja der Sache einmal näher-treten.“

Bertsch erhob sich und ging zum Schreibtisch. Nun brach es für einen Moment doch aus seinen Augen: Am Zieltisch über wie er mit dem Schreibzeug und einem Bogen Papier zurückkam, war er wieder ganz fähle Ruhe.

„Wir wollen einmal alles schriftlich fixieren und dann weiter sehen.“

Bis zu später Stunde saßen die beiden noch zusammen. Als dann Reusch das Zimmer verließ, sah Gerhard Bertsch noch einmal auf das Schriftstück in seiner Hand nieder, das Reuschs Unterschrift trug. Und tief atmete er auf. Das war der Sieg!

Soldat eine Gewerkschaftsversammlung hatte der Erbstollen in den ganzen Jahren seines Bestehens nicht erlebt wie die, von der man heute im Rauhen Grund sprach, bis hinauf in den letzten Hof droben am Bergkamm. Wilde Dinge wurden da erzählt.

Der Herr vom Abligen Hause, als er merkte, wo die Sache hinauswollte, mußte ja getobt haben wie ein grimmer Eber, den die Meute gestellt hat. Einen Hundsfott von Verräter hatte er den Hannes Reusch geschimpft und hätte wohl gar Hand an ihn gelegt in seinem Kasten, wenn nicht die andern dazwischengeföhren wären. Und als sie ihn dann beschwichtigen wollten — es wär' ja nun doch mal das Beste, sich zu einigen mit dem Gegner — da hatte er aufgeschäumt von neuem. Eine abgefartete Geschichte, ein elender Schacher wäre das Ganze! Aber sie sollten sich nicht einbilden, daß er mittäte. An die dreihundert Jahre seien die vom Grund beteiligt am Erbstollen, sie hätten einfach zusammengehört — doch nun sei es am Ende. Vor die Füße wüßte er ihnen den ganzen Bettel. Es möge ihn nehmen, wer Lust hätt! Damit war er aufgeföhren.

Wie sie da noch alle verlegen stillgeschwiegen — es war doch ein seltsam Ding, daß der von Grund und der Erbstollen nichts mehr zu schaffen haben sollten miteinander — hatte sich der Hannes Reusch erhoben und den vom Abligen Hause noch auf der Schwelle gefragt, ob das sein Ernst sei. Blitz und Donnererschlag! Ob er ein Hansnarr sei, der leeren Wind rede, hatte der andere dagegengewettert und die Tür zugekracht.

Da hatte sich der Hannes Reusch ganz ruhig an den an-

wesenden Notar gewandt, er möcht' auch das zu Protokoll nehmen, daß der Gewerke von Grund eben seine Grubenanteile zum Kauf angeboten habe. Und als es geschehen, war er wieder aufgestanden und hatte erklärt: er selber übernehme diese Anteile!

Was hatten sie da für Augen gemacht! Der Hirschwirt die vierzig Krone vom Adligen Hause? Er hatte ja ein schön Stück im Saß, doch daß es dazu langte, hatte keiner geahnt.

Aber das Wunder hatte sich bald hinterher aufgeklärt. Auch hier hatte der Amerikaner seine Hand im Spiel. An alles hatte er gedacht, auch daß es so kommen könnte! Und war noch am Tage vor der Versammlung in Köln gewesen. Dort war es ausgemacht worden zwischen ihm und der Landesbank. Eine Vollmacht hatten sie ihm ausgestellt für den Fall, und als der Herr von Grund in blind aufschäumender Wut seinen Kram hingeworfen, da hatte der Hannes Mensch eben strads zugegriffen — im Auftrage des Amerikaners.

Darauf war denn die Sache ohne sonderliche Schwierigkeit weiter vorwärtens gegangen, und die beiden größten Gruben, die ein jeder kannte im Rauhen Grund, solange man denken konnte, waren fortan nur noch eine unter dem Namen: „Bereinigte Christiansglück“. Vom Erbftollen würde nun keines mehr reden. Das war einmal gewesen.

So ging es wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus; schon wenige Stunden später. In aller Mund war sein Name: Der Amerikaner — der Bertsch! — mit einem seltsamen Doppellang. Halb voller Tropf. Wie kam der dazu, hier alles auf den Kopf zu stellen? Zugleich aber doch voll geheimer Anerkennung. Ein Teufelskerl! Und ein Ahnen kam vielen: Was man da heute erlebt, das bedeutete mehr als bloß den Kampf der beiden Gruben. Das ging sie alle miteinander an. Wie es aufhören sollte fortan mit dem Erbftollen, so würde es nun auch geschehen mit gar manchem noch. Vorbei war's mit dem guten Alten, das gemächlich seinen Paß gegangen seit Urväter Zeiten. Nun kam das Neue da draußen, von dem man ja so vieles in der Zeitung las, auch hierher.

Nie war in den stillen Höfen im Rauhen Grund so viel geredet worden wie an diesem Tag. Und wohl kein Haus, wo sich nicht ihrer Zwei gegenüberstanden mit hitzigen Wangen, Alte und Junge — die, die grollten und murkten, und die anderen, denen in den Augen ein helles Feuer auffprang. Wad war da geworden, mit einem Schlag, was unberührt in manchem geschlummert hatte. Und hüben und drüben scholl wie ein Lösungswort, an dem sich Freund und Feind erkannten, immer der eine, selbe Name: Gerbard Bertsch.

Der hatte die Entscheidung abgewartet in seinem engen Bureauum im alten Rechenhause von Christiansglück. Und als der Hannes Mensch nun gegen Mittag zu ihm herausgelaufen kam, ganz rot im Antlitz, und noch außer Atem rief: „Alles in Ordnung!“ — da stand er nur eine Weile still und schaute zum Fenster hinaus. Aber sein Blick ging draußen über den weiten Grund wie ein Herrscher, der Besitz ergreift von seinem eben erworbenen Reich.

Dann war sein erster Gang zum Erbftollen hinüber. Er wählte den nächsten Weg, über den Bergkamm an der alten Pinge vorbei. Schnell schritt er zu. Ein Brausen im Blut wie von feurigem, jungem Wein. Siegesrausch und vorwärts peitschender Tatkraft. Nur weiter, weiter! Kein faules Ausruhen beim Erfolge. Das war ja nur erst der Anfang.

So ganz beherrscht war er von diesem Drang, daß er nicht darauf achtete, was um ihn her geschah. Auf ein raschelndes Schleichen, das ihn zu begleiten schien, im Tannendickicht seitlich des Weges. Erst als im Sonnen- gestimmer einer Lichtung ihm eine dunkle, große Gestalt entgegentrat, blickte er auf. Und nun freilich durchfuhr es ihn: Der Lange da vor ihm, mit dem finsternen Blick und die Rechte verdächtig in der Tasche, zur Seite der senkrechte Absturz der alten Pinge — Eke von Grund's Warnung.

Da stählte sich ihm jede Muskel, und sein Auge bohrte sich in das des andern. So standen sie sich gegenüber regungslos, den Atem angehalten. Lautlose Stille auch um sie herum. Doch plötzlich ein Rieseln und dann ein dumpfes Aufschlagen aus der Tiefe heraus: Ein Stein, von Bertsch's Fuß gelöst, der den Sturz getan hinunter in den Abgrund. Ein Aufschillern da in dem stehenden Blick vor ihm, und jetzt ein verräterisches Zusammenkrampfen der verborgenen Faust.

„Nun, guter Freund — wünscht Ihr etwas von mir?“

Die Ruhe in Bertsch's Ton verblüffte den langen Frieder. Sein Blick wurde unsicher. Trotzdem stieß er rauh hervor:

„Sie sind dat schuld, daß wir allesamt Not leiden mit Weib und Kind — wir vom Erbftollen.“

„So — vom Erbftollen seid Ihr? Da habt Ihr freilich eine schwere Zeit durchgemacht. Aber das ist ja nun vorbei.“

Der andere machte eine heftige Gebärde. Wollte ihn der da auch noch verhöhnen? Doch da wiederholte Bertsch mit Nachdruck:

„Jawohl! — vorbei! Von morgen ab fährt jeder Mann wieder an im Erbftollen. Sagt das auch allen Euren Kameraden.“

Der lange Frieder starrte ihn an — finster, ungläubig.

„Wie können Sie das wissen?“

„Es ist so. Wenn Ihr heut nachmittag bei Steiger Hahn Schmidt nachfragt, wird er es Euch bestätigen. Und damit, den! ich, ist Euer Anliegen an mich wohl erledigt.“ Ein scharfer Blick Bertsch's streifte die verborgene Hand mit dem Messer.

Ueber das Antlitz vor ihm fuhr es hin. In wildem Widerstreit. Da sagte Bertsch noch einmal:

„Ihr scheint mir noch immer nicht zu glauben. Nun, ich gehe morgen in aller Frühe hier wieder diesen Weg. Sollt Euch meine Erklärung also nicht befriedigt haben, so habt Ihr Gelegenheit, Euch weiter mit mir auseinanderzusetzen. Ich denke, Ihr seht nun, mit wem Ihr zu tun habt.“

Damit tat er in ruhiger Entschlossenheit einen Schritt vorwärts. Und langsam trat der andere beiseite.

Ungefährdet kam Bertsch so vorüber und dann drüben hin zum Rechenhause des Erbftollen. Hierhin war die Kunde von dem Geschehenen bereits gedrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Otto auf der Goldsuche.

Skizze von Elise Krafft (Berlin-Karlshorst).

Er hatte bisher schon so ungefähr alle Sammelleidenschaften durch. Mit Straßenbahnfahrtscheinen hatte er als Vierjähriger begonnen, Duseisen, alte Nägel und Bindfäden folgten, es kam die Periode der Dosenknöpfe, der Brief- und Reklamemarken, der Liebigbilder und Ansichtspostkarten, die sogar durch drei ganze Schuljahre ging. Als Zehnjähriger ging die Sammelwut in ein einsichtiges Pressen von Pflanzen und Blumen aller Art über, mit elf und zwölf Jahren legte man sich eine Münzsammlung an, die aber wegen des geringen und wertlosen Bestandes sehr schnell an Interesse verlor, und als an Ottos dreizehntem Geburtstag der Krieg ausbrach, erklärte der Unterterraner stolz, jetzt nur noch für Wohlfahrts- und ähnliche edle Zwecke zu sammeln, und begann mit altem Metall, ähnlich so wie als Vierjähriger, da jeder Fund auf der Straße einen Reichtum für die unerschöpflichen Dosentaschen ergab.

Mit einer Gründlichkeit, wie man sie nie vorher an dem Jungen beobachtet, wurde in allen Ecken gekramt und gesucht; der elterliche sowie die Speicher sämtlicher Verwandten und Bekannten waren nie sicher vor dem plötzlichen Besuch Ottos, des Sammlers, und als im Laufe der Zeit das Vaterland nach Gummi verlangte, gab es fortgesetzt Kämpfe zwischen Otto und einem der zahlreichen Familienangehörigen, die ihre Gummischuhe und Gummiabsätze durchaus noch nicht für Wohlfahrtszwecke geeignet fanden wie Otto, der kaltblütig die eigene Großmutter ohne schüßende Ueberredung in das fürchterlichste Regenwetter hinausgejagt hätte, wenn er dafür wieder ein halbes Pfund Gummi seiner Sammlung für Kriegszwecke einverleibte.

Seit kurzem aber wurde es ganz schlimm. Otto sammelte Gold.

Die Lehrer in der Schule hatten den Schülern klar gemacht, daß noch viele Millionen Gold von unpatriotischen Menschen aus ganz ungerechtfertigtem Egoismus zurückgehalten wurden, und daß es direkt Ehrensache jedes Knaben wäre, das versteckte, kostliche Material zur Blüte des Vaterlandes, wo es nur anging, hervorzulocken und in der Schule gegen Papiergeld einzutauschen. Als Belohnung dafür gäbe es dann für die Goldsammler ein wundervolles geschichtliches Dokument mit der von Lorbeerblatt, schwarz-weiß-roten Fahnen und dem Eisernen Kreuz umrahmten Inschrift: „Kommt! ich auch noch nicht Waffen tragen, So halt ich doch die Feinde schlagen!“ . . . Dieses Dokument wollte und mußte sich Otto erringen. Kostete es, was es wolle. Mit der Mutter fing er an. Sie, die Sanfte, Gute, war für alles zu haben, das wußte er. Mit einer Härlichkeit, die ihm eigentlich in seinen erwachsenen Jünglingsjahren schon etwas abhanden gekommen war, umschlich er die am Kochherd Pantierenbe und hatte sogar noch die blaue Schülermütze auf dem blonden Kopf.

„Hast Gold, Mutchen?“

Sie lachte und schob die ungewohnt streichelnden Finger von sich fort.

„Aber, Junge, was denn für Gold? Meine alten Broschen sind Andenken, die Uhr ist Vaters Hochzeitsgeschenk und die eisernen Ringe haben wir doch schon mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen““

Otto zuckte die Schultern.

„Ach, was denkst du, Mutter! Ich meine doch richtiges Gold! Goldstücke! Rade doch raus mit, Muttechen, etwas hast du doch sicher noch.“

Aber da war die fleißige Hausfrau ganz entrüstet und rot geworden.

„Dah du mich so schlecht kennst, Junge! Vater im Krieg draußen und noch Gold im Hause! Wir alle bloß darauf zitternd, daß Deutschland liegt, und noch Gold festhalten! Nein, lieber Junge, für so kleintlich darfst du Mutter nicht halten, — überhaupt niemand mehr, der sich noch gut deutsch fühlt und nicht zu unsern Feinden hält.“

Bums . . . lag der ganze Durchschlag mit Apfelsmus, das Anna am Küchenfenster durchrühren wollte, auf dem Fußboden. . .

„Aber Anna,“ sagte die Hausfrau ärgerlich, „was machst du denn?“

„Na, wo ich mir doch so verschrocken hab,“ verteidigte sich das Mädchen. „Von wegen das mit die Feinde halten! Und denn überhaupt, der Apfelsmus war nur noch Pöle.“

Da aber stand Otto schon vor dem Küchenfensterbrett, packte die aufsteigende an den nackten Armen und hielt die Gefenke samt dem Durchschlag mit der Apfelselle fest. . .

„Sie haben noch Gold!! Sie haben sich eben verraten! Raus damit, wenn ich Sie nicht als Verräterin vor's Schaffott bringen soll!“

„Aua, aua, willst du loslassen! Wo hab ich denn Gold? Nicht mal Silber, am vierundzwanzigsten, was denkst du denn von mich?“

Bloß meine Tante, die wo damals aus Vorkassen wechselläutete von wegen die Kosaken, die hat noch ne Brosche umgehakt mit 'en Goldstück von Kaiser Friedrich, jawoll, hab ich selber jesehn, die muß se auch rausküden, aber laß bloß los . . . aua . . .“

„Otto,“ mahnte die Mutter, „was ist denn das nun wieder?“

„Wo wohnt Ihre Tante Emma, . . . ich gehe hin zu Ihrer Tante Emma,“ betonte er leidenschaftlich.

Anna aber stand ganz geknickt.

„Ja, wenn ich das man bloß selber wüßte, Ottoschen. Als se in 'n Juli von hier is wechsemacht, ging sie zu mein Onkel Karl und von dort nach Frieda Dammemann, da irgendwo in Westpreußen, und von dort is se woll wieder.“

Aber Otto hörte nicht mehr, er war schon draußen, verfestete den im Korridor spielenden jüngeren Geschwistern ein paar wärende Pässe und ging zu der Tante, die in den Vorderzimmern Staub wischte, und, seit der Vater im Kriege war, ganz zu der Schwester und viel geklagten Hausfrau übergesiebelt war.

„Hast du Gold, Tante?“

Das junge Mädchen lachte.

„Hältst du mich für so reich, Junge? Ich wünschte, ich hätte was . . . einen ganzen Sad voll . . . hei!“

„Na . . . sieh doch mal nach, Tante!“ drängte Otto. „Weißte vielleicht selber nicht! Ich sammle doch. Für die Schule. Sei doch nicht so! Kriege ein Dokument dafür: „Kommt' ich auch nicht Waffen tragen, Galt ich doch die Feinde schlagen.““

„Sehr schön,“ seufzte die Bedrängte. „Aber ich habe doch nichts, Ottoschen. Arm wie eine Kirchenmaus. Alles für Liebesgaben drausgegangen. Höchstens reidst es noch in diesem Monat für einen Nagel auf Dindenburg. Den darfst du einschlagen, wenn du willst. Aber Gold . . . da wirst du wohl wenig Glück haben mit deinem neuesten Sport.““

Jetzt erst nahm Otto die Mühe ab. Er merkte, daß er sie noch auf hatte, als ihm so heiß über dem blonden Scheitel wurde. Und bei Tisch war er sehr einfüßig, und als Mutter ihn zu naden begann mit der Goldsammlung, fuhr er hoch und erklärte, er ginge heute nicht eher schlafen, als bis er mindestens drei Goldstücke hätte. Und das Dokument würde er sich selber einrahmen, das läme in seinem Zimmer direkt unter das Kaiserbild und neben Vaters letzte bunte Feldpostkarte aus Kawa-Ruska. . .

Nach Tisch klingelte er den Nachbar aus dem Mittagsschlaf. Ganz egal, er wollte Gold.

Der alte Herr sah ihm hochrot in das Kinder Gesicht und warf ihm die Tür vor der Nase zu. „Wenn du noch mal von zwölfe bis vier Uhr mittags mit deinen verfluchten Vaterlandssammlungen kommst, kriegst du vierkantig die Treppe hinunter,“ wagte er dem kurz vor der Overtüre stehenden Otto zuzurufen.

Da klingelte er in der dritten Etage, in der vierten und in der fünften. Niemand hatte Gold.

Er stieg die vielen Treppen wieder hinunter, sah mit beängstigender Klarheit den hellen Tag schwinden, die Dämmerung herankriechen und mit ihr auch so nach und nach die Schlafenszeit, und er hatte einen Schwur vor Mutter, Tante und Geschwistern getan.

Um fünf Uhr war er bei der Großmutter. Da bekam er drei Aepfel vier Pflaumen und sehr viele gute Rathschläge, nur kein Gold.

„Das kriegt man heutzutage nur noch durch List aus seinen Berfedern,“ meinte sie. „Ich bin überzeugt, Onkel Julius hat

seinen ganzen alten Kollsekretär noch voll. Und Tante Bertchen weiß auch, warum sie immer so ängstlich ihre Siderheitskette an der Tür dreimal umschlingt. Aber gutwillig räumen die ihre Goldgrube nicht aus, . . . nur durch List, . . . Junge.“

„Durch List,“ . . . hörte Otto.

Zuerst fuhr er zu Onkel Julius mit dem Rade. Der alte Herr stand in seinem Obstgarten und nahm sein-harte Birnen ab.

„Die werden besser in meinen Töpfen geschmort, wie von fremden Händen gestohlen,“ erklärte er dem Großneffen. „Aber wenn du eine willst, lieber Otto . . .“

Otto wollte keine. Gold wollte er. Aber durch List.

Eine ganze Weile starrte er tiefinnig in die schmalen, bunten Gartenwege des Vorortes, dann gab er der Leiter, auf der Onkel Julius stand, einen kleinen, sanften Stoß und seufzte.

„Heut ist noch kein Siegesläuten gewesen, Onkel, . . . dauert diesmal lange . . .“

Der Birnenpflücker warf polternd seine harten Früchte in den Korb.

„Wovon soll auch? Immer Kappt's nich! Und im Osten kämpft ja jetzt der Jar selber mit . . .“

Wieder ein Stoß an die Leiter. Die Finger des auf List sinnenden Knaben zuckten gewaltig.

„Na laß man, Onkel, von morgen ab hat kein Feind mehr was zu lachen. Da kommt die neueste Verordnung in Kraft. Is eigentlich noch geheim, . . . aber es soll Strafe sein für die schlechten Patrioten, sagt unser Lehrer. Mutter ist froh, daß sie kein Gold mehr im Hause hat . . . na . . . wer hat wohl noch was? Vielleicht keiner, . . . hopppla, . . . Onkel, . . . nicht fallen mußte!“

Der alte Herr war aber noch nicht ganz unten, nur drei Sprossen tiefer war er gestiegen.

„Was . . . was ist mit dem Gold? Was fäsest du da, Junge?“

„Fäseln . . .“ sagte Otto beleidigt. „Ich fäsele doch nicht. Is doch pure Wahrheit, daß von morgen ab jedes Goldstück bloß noch halben Wert hat. Unsere Schule tauscht bloß noch bis morgen früh um. Na, Onkel, da werden manche Augen machen . . .“

Nun wäre er doch beinahe gefallen, der alte Herr. Wenn ihn der Großneffe nicht liebevoll aufgefangen hätte. Samt dem Korb steinharter Birnlein . . .

„Da . . .“ schrie er, wild mit den Armen umherfuchtelnd, „wie wollen denn die das machen, die hohen Herren da oben? Gold bleibt Gold . . . und nach dem Kriege hat es erst recht wert, da wird erst recht neues geprägt, . . . das ist Blödsinn!“

„Wie so?“ fragte Otto sehr sanft. „Das neue Gold wird ja schon gelten, aber das zurückgehaltene mit den alten Zahressahlen vor dem Kriege nicht . . . ich bin bloß froh, daß mir Großmutter noch ihre letzten paar Stückchen Gold zum Umwechselln in der Schule mitgegeben hat . . .“

„Was? . . . Großmutter . . . Großmutter hat . . . noch Gold? Deine Großmutter? Dann habe ich auch noch welches, dann kriegt du auch noch welches zum Umwechselln, . . . Junge, . . . halber Wert, . . . Blödsinn, . . . warum hast mir denn das nicht gleich gesagt?“

Er schlürfte die Gartenwege entlang, lief ins Haus, Otto immer getreu hinterdrein.

Da war der alte Kollsekretär, . . . wie der Schlüssel knirschte im Schloß, . . . und da . . . da kam Gold . . . Gold, ein ganzes Kästchen voll, . . . o, Onkel Julius, schäme dich. Aber das dachte Otto nur. Ganz geduldig und freundlich lächelnd stand er und ließ sich das Geld vorzählen.

„Wenn ich nicht wüßte, daß du ein großer, zuverlässiger Junge bist,“ jammerte der Onkel fortwährend, „dann würde ich dir das nicht so ohne weiteres anvertrauen, . . . aber erst mal unterschreiben, . . . so . . . dreihundert achtzig Mark in Gold, und morgen bringst du mir das Geld, die Scheine, morgen mittag, gleich nach der Schule . . .“

„Ja . . . aber ja, Onkel,“ versprach Otto feierlich . . .

Dann fuhr er zu Tante Bertchen.

Die hatte richtig ihre Siderheitskette wieder dreimal umgeschlungen, und es dauerte eine Ewigkeit, ehe die Tür offen war.

„Mit List,“ dachte Otto.

„Ich wollte mal fragen, ob du noch Gold hast, Tante,“ fragte er atemlos.

Sie fuhr sich in die Locken.

„Wo denkst du hin, . . . Junge! Gott soll mich . . .“

Aber er redete mittenhin in den Schwur.

„Dann ist es mir gut, . . . sagt Onkel Julius mit schönen Grüßen. Von morgen ab gilt alles Gold nämlich nur noch die Hälfte. Die meisten haben es schon ungewechselt, und ich habre schon den ganzen Tag auf dem Rad umher, um es den Verwandten zu sagen. Is . . . is von der Schule aus . . . ich habe Vollmacht . . .“

„Junge,“ kreischte das alte Fräulein auf. „Das hätte in der Zeitung gestanden. Dumm lasse ich mich nicht machen.“

„Vielleicht hast du es nicht gelesen . . . vielleicht soll es auch Strafe sein für die Trückerberger und schlechten Patrioten. Was weiß ich?“

Otto stand schon wieder an der Korridor tür.

„Du hast ja kein Gold, Tantechen, . . . Dir schadet es ja nichts . . .“

Aber da schrie das Tantchen noch einmal auf. „Das . . . das soll mir keiner nachsagen, daß ich eine schlechte Patriotin bin. Komm, mein Junge! Lausche es mir gegen Papieregeld! Ich vertraue Dir. Ich vertraue Dir mein Heiligstes an . . . aus lauter Patriotismus . . .“

Oben auf in dem Wäschekranz lagen Hemden. Darunter Strümpfe. In einem dieser Strümpfe steckte ein Schlüssel. Der Schlüssel paßte zu einem an die Wand geschraubten Kasten, in dem oben auf Nägel lagen, Bindfaden und Ansichtspostkarten. Darunter noch ein Fach mit Stoppwolle, und dann endlich ein grüner Beutel, in dem das Gold war . . .

Wie ein Sieger zog Otto ab. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre Tante Berchen um den Hals beim Abschied gefallen. Aber das hätte Aufsehen erregt, Verdacht erweckt . . .

Und er hatte auch keinen Sinn fürs Klüßen. Nur für das ihm jetzt rechtlich zuzehende, geschichtliche Dokument:

„Konnt' ich auch noch nicht Waffen tragen,

So half ich doch die Feinde schlagen . . .“

Also hängt es seit vierzehn Tagen unter Glas und Rahmen in Ottos Zimmer.

Vermischtes.

• Bei elektrischer Beleuchtung legen die Pühner fleißiger! Eier sind teuer und eine Erzeigerung der Eierzeugung wäre bei den gegenwärtigen Verhältnissen sehr erwünscht. Da verdienen denn die Mitteilenden Beachtung, die ein Chicagoer Pühnerzüchter in der amerikanischen Zeitschrift „Electrical Review“ zum besten gibt. Sie beziehen sich auf 150 Pühner, die ihm im verfloßenen Jahre 1800 Eier brachten, dann aber im Winter ihren Legezeiter verloren, da sie sich früher setzten und später an die Futtertröge gingen. Da hatte der amerikanische Pühnerzüchter einen „erleuchteten“ Gedanken: er richtete nämlich im Pühnerstalle elektrisches Licht ein, das von der Wohnung ein- und ausgeschaltet werden konnte. Morgens um 6 Uhr wurde es eingeschaltet und alsbald kam das Pühnervolk in der Meinung, daß der Tag angebrochen sei, hervor. Bei eintretender Tageshellheit erfolgte dann das elektrische Licht, um erst um 4 Uhr nachmittags wieder eingeschaltet zu werden. Um 9 Uhr abends wurden dann alle Lampen gelöscht mit Ausnahme der zweierzigen, die gerade noch genügend Licht spendeten, um den Pühnern die Abenddämmerung vorzutäuschen. Wirklich begaben sich die Tiere dann auch sofort auf ihre Eiz. Diese kleinen Lampen brannten die ganze Nacht hindurch, so daß hungrige Pühner auch während der Nacht dem Futter zusprechen konnten. Der Erfolg dieses Versuches war überaus günstig. Elf Tage nach Einrichtung der Lampen schnellte nämlich der Tagesdurchschnitt in der Eierzeugung von 26 auf 86 empor, und selbst während der Mauserzeit wurden noch 52 Eier täglich gegen 11 Stück früher eingebracht. Vielleicht können deutsche Eierzüchter sich diese amerikanischen Erfahrungen zunutze machen.

Büchertisch.

— Kunst. Der Krieg hat nicht vermocht, das deutsche Kunstleben zum Stillstand zu bringen. Diese Tatsache kommt uns so recht zum Bewußtsein, wenn wir das Oktoberheft — zugleich das erste Heft eines neuen Jahrganges der „Kunst“, Monatshefte für freie und angewandte Kunst (Verlag F. Bruckmann, N.-G., München, vierteljährlich M. 6.—) durchblättern. Natürlich ist nicht alles, was wir in dem prächtig ausgestatteten, mit vielen zum Teil farbigen Tafeln geschmückten Heft der „Kunst“ finden, in dem hinter uns liegenden Kriegsjahre entstanden, doch fällt uns manches auf, zu dessen Entstehen der Krieg unmittelbar Veranlassung gegeben hat. Franz v. Stuck's neue Arbeiten werden von Fritz v. Ostthum gewürdigt, in Bernhard Bleeker lernen wir einen Plastikler von hervorragendem Können kennen. Paul Paetsch's Radierungen fesseln sowohl durch ihre feine interessante Technik als auch durch die Wahl der Motive, und Fritz Erler's und Ferdinand Spiegels Szenen vom Kriegsschauplatz unterscheiden sich von den vielen künstlerischen Erzeugnissen auf diesem Gebiete durch eine ganz besondere Note. Josef Dollmann in Wien vollendete den Bau eines städtischen Gartenwohnhauses, des Hauses „Slywa“, das sich durch die bei diesem Künstler gewöhnlichen nicht alltäglichen eigenartigen Formen und Lösungen auszeichnet. Franziska Bruch's „Blumenschmuck in der Kriegszeit“ zeigt uns entzückende Einfälle künstlerischer Zusammenstellungen von lebenden Blumen, Kräutern und Früchten, und aus einem Aufsatz über „Neues Nymphenburger Porzellan“ sehen wir, daß auch auf dem Gebiete der Keramik nicht geistert wird. Besonderes Interesse erweckt noch das „München-Künstler-Kriegspuppenspiel“, ein Marionettentheater der bekannten Puppenkünstlerin Marion Kaulig, mit köstlichen Figuren der kriegführenden Völker. Vollkommene Orientierung über alles auf dem Gebiete der bildenden Künste, ein Abbildungsmaterial von allergrößter Fülle und edelster Schönheit haben aus den Monatsheften „Die Kunst“ das führende Kunstorgan und eine unserer schönsten Zeitschriften überhaupt gemacht, deren Abonnement wir jetzt beim Beginn des neuen Jahrganges jedem Gebildeten empfehlen.

Siebhener Hausfrauen-Verein.

Bei der Aufstellung der Mäzenzettel für längere Zeit wird es wohl ratsam sein, nach einem bestimmten Plan zu arbeiten, etwa so: Hauptregel wird sein: 4 mal Fleisch, 1 mal Fisch, 1 mal Kartoffelspeise, 1 mal Mehlspeise, wobei wir klugen Hausfrauen anheim geben, für die fleischlosen Tage für den Hausherrn vom vorhergehenden Tage etwas Fleisch zu erübrigen. Nehmen wir für Sonntag einen Braten, so ist es oft von Vorteil, so viel Fleisch zu nehmen, daß es zwei Mahlzeiten gibt, wobei darauf aufmerksam gemacht wird, daß sich rohes Fleisch, in Buttermilch gelegt, 8 Tage sehr schön hält und bei diesem Verfahren nur schmächhafter und zarter wird.

Bei Gemüse werden wir darauf bedacht sein, die reichlich vorhandenen und billigeren Kohl- und Nibengemüse öfter zu verwenden, unter immer veränderter Zubereitung. Ebenso sollte man Kartoffeln täglich in anderer Form auf den Tisch bringen. Geben wir Süßspeise, so lassen wir die Suppe weg.

Sonntag: Grünkernsuppe mit Bouillonwürfel (nicht rösten, Fett sparen), Kehlbug, Kofkraut, Kartoffelsoden.*

Montag: Graupensuppe von Bratenknochen, Bratwurst, Möhen und Erbsen (Konserven), Kartoffel in der Schale.

Dienstag: Tomatensuppe, Kartoffellöbe*) von rohen Kartoffeln mit Speck und Zwiebeln, Milchsuppe von Magermilch. Mittwoch: Klößbrühuppe, Hackbraten, Endiviensalat, Salzkartoffeln.

Donnerstag: Bidelsteiner von Klipp- oder Schellfisch*), Griechspeise mit Obst.*

Freitag: Apfelsuppe*), Kehlulack, gestohene Kartoffeln.

Samstag: Kartoffelsuppe, Mehllöbe*) (Marke Feldgrau), gekochte Birnen.

Kochanweisungen.

Kartoffelkoden: Die fertig gekochten Salzstücke werden durch die vorher erwärmte Fleischmaschine getrieben.

Kartoffellöbe: 2 Teller roh geriebene Kartoffeln werden ausgepreßt und die sich setzende Kartoffelstärke dazu gegeben, ein Teller gekochte, geriebene Kartoffeln, Salz. Dies gut gemischt und davon Klößchen geformt so lang und so dick wie ein Finger. Dann in Salzwasser ¼ Stunde nicht zu hart kochen lassen.

Bidelsteiner: 1 Pfd. allerlei feingeschnittenes Gemüse wie Karotten, Kohlrabi, Mömischkohl, Selleriewurzel, Wumekohl u. a. werden gedämpft und mit 1 l Wasser aufgefüllt, 1 Pfd. M. Scheiben geschnittene Kartoffeln, 1 Pfund in Würfel geschnittener Fisch hinzugefügt, mit Salz, Kümmel oder Petersilie gewürzt. Ungefähr 1 Stunde langsam kochen lassen oder in die Kochflöte stellen.

Griechspeise mit Obst. 1 l Wasser, Zitronensaft 1 e kochen lassen, ¼ Pfd. feinen Griech langsam einrühren, 10 Min. kochen lassen und erkalten. ½ Pfund feinen Zucker, Zitronensaft dazu und ¼ Stunde stark schlagen. Lagenweise mit Obst in Glasschale und kalt stellen.

Apfelsuppe: Geschnittene Apfelschnitze, Brotrest, Zucker und Zitronenschale kochen, bis die Äpfel gar sind, durchschlagen, Korinth und Apfelwein dazu.

Mehllöbe: Für jede Person 1 gehäuteten Klößel Mehl, ½ Brötchen, ½ Ei. Die Brötchen werden in Magermilch eingeweicht, dann mit Mehl, Eiern und Milch zu einem nicht zu steifen Teig verarbeitet. Mit dem Löffel Klöße in kochendes Salzwasser gegeben und langsam ¼ Stunde kochen lassen. Mit Speck und Zwiebeln oder zerlassener Butter schmelzen.

*) Siehe Kochanweisung.

Klößelprung.

	be	wün	ten	ten	
te	pfl	nich	stes	sche	ge
mit	men	dein	rot	be	daß
te	füll	find	sind	glück	sind
schen	dich	o	er	es	re
	füll	er	de	es	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Krebsrätsels in voriger Nummer: Leben — Nebel